

Anvertraute Talente: Mt. 25. 14-30*

Einleitung:

Wenn man von einem Talent spricht, meint man im heutigen Sprachgebrauch in der Regel eine besondere Begabung. Also zum Beispiel: Dusan ist ein talentierter Zeichner. Guido hat Talent für alles Handwerkliche und Hauswirtschaftliche. Oder, passend zu der EM: Cristiano Ronaldo ist ein Tschutti-Talent.

Dieser Sinn von „Talent“ als „Begabung“ entstammt dem Gleichnis, das wir heute hören: Ein Talent ist ursprünglich eine Geldwährung, das im Gleichnis den symbolischen Sinn einer Begabung gewinnt.

Das Gleichnis von den Talenten ist in der Bibel in zwei Versionen überliefert, im Matthäus- und im Lukasevangelium. Beide Versionen sind recht unterschiedlich. In der neutestamentlichen Forschung hat man sich bemüht, die ursprüngliche Form herauszudestillieren – also das Gleichnis, wie Jesus es vielleicht, vermutlich erzählt haben könnte.

In dieser ursprünglichen Form hören wir es nun, in einer züritütschen Übersetzung, von behinda-Urgestein Willy Ermel gelesen...

Predigttext: S Gliichnis vo de aavertraute Talänt (nach Mt. 25, 14-30 / Lk. 19, 11-27*)

De Jesus hät gsäit: „Mit em Himmelriich verhaltet sichs we mit dere Gschicht:

En riiche Maa isch is Usland verreist. Vorane hät er siini Chnächt la choo, hät ene jee es Talänt ggää und hät zuen ene säit: ‚Tüend demit gschäfte, bis i umechum!‘ Won er nach eme Zittli wider zrugghoo isch, hät er d Chnächt la rüeffe. Er hät ez nämli wele wüsse, was jeden erwirtschaftet hät. De eerscht isch dethäärchoo und hät prichtet: ‚Herr, diis Talänt hät zää wiiteri iipracht.‘ Da hät er zuen em gsäit: ‚Bravo! Du bisch en guete Chnächt. Will d bi so öppis Chliinem zueverläässig gsi bisch, gib i der e groossi Ufgaab.‘

Dänn isch de zwäit choo und hät prichtet: ‚Herr, diis Talent hät föif wiiteri iipracht.‘ Da hät er zuen em gsäit: ‚Bravo! Du bisch en guete Chnächt. Will d bi so öppis Chliinem zueverläässig gsi bisch, gib i der e groossi Ufgaab.‘

Zletscht isch de dritt choo und hät gsäit: ‚Herr, lueg, da häsch dis Talänt wider. Ich han s im ene Erdloch vergrabe. Ich ha nämli Angscht vor der ghaa, will du en stränge Maa bisch; du nimsch der, was d nöd aaglät häsch, und eerntisch, was d nöd gsäiet häsch.‘ Er säit zuen em: ‚Du schlächte Chnächt! Du häsch ja gwüsst, das ich en stränge Maa bin, das i mer nimm, was i nöd aaglät han, und das i ernte, was i nöd gsäiet han. Werum häsch dänn miis Gält nöd uf d Bank praacht? Dänn hett i s iez, won i wider daa bin, mit Zeise chönen abhebe!‘

Und er hät zu dene, wo debii gstande sind, gsäit: ‚Nämed em sis Talänt ewegg und gänds dem, wo zää hät!‘“

Dänn hät de Jesus no dezue gseit: „Ich sägen öi: Jedem, won hät, wiirt no dezue ggee. Aber dem, wo nüüt hät, wiirt au no daas, won er hät, ewegg gnaa.“

Predigt:

Ein Talent entspricht dem Wert eines 30-40 kg schweren Goldbarrens. Es ist eine sagenhafte Summe, die der reiche Mann seinen Knechten da anvertraut – die Summe ist so surreal gross, dass man ahnt: Damit etwas anderes gemeint ist als Geld.

Es könnte damit, wer weiss, das Leben selber gemeint sein, mein Leben, das mir anvertraut ist. Das Talent, diese Megawährung, könnte andeuten, wie wertvoll mein Leben ist.

Und dass der Besitzer ins Ausland verreist, das könnte andeuten, dass dieses mein Leben tatsächlich mir anvertraut ist, meiner Entscheidungsfreiheit, meiner Kreativität, meiner Verantwortung.

Der grosse Leonhard Ragaz, der auch in dieser meiner letzten Gleichnispredigt zitiert werden soll, schreibt dazu:

„Der Herr im Gleichnis reist weg und übergibt das ganze Vermögen den Knechten. Das bedeutet doch, da

das Gleichnis vom Reiche Gottes redet, dass Gott sein Reich mindestens zeitweilig ganz den Menschen überlässt. Sie sollen nicht bloss seine Knechte sein, sondern als Freie für seine Sache arbeiten oder auch, wenn sie es vorziehen, nicht arbeiten... Ist das nicht eine wunderbare Grösse der Art, wie Gott sich verhält und den Menschen behandelt? Es ist schon sehr anders, als das übliche servile Christentum annimmt. Sie rechnet nicht bloss mit Sklaven, sondern mit Freien. Sie gibt dem Menschen unerhörte Vollmacht.“

Vom „servilen Christentum“, also einem knechtischen, sklavischen Christentum redet Ragaz mit prophetisch-polemischen Worten.

Eben diese ängstlich-unterwürfige Mentalität eignet jenem Knecht, der sein Talent ins Erdloch vergräbt. Er will nichts falsch machen – und er macht eigentlich auch nichts falsch.

Nach rabbinischem Recht gilt Vergraben als der sicherste Schutz vor Dieben. Wer ein Pfand sogleich nach Erhalt vergräbt, ist von der Haftpflicht befreit. Andere Formen der Aufbewahrung sind weniger sicher und bei Verlust des Pfands entsprechend regresspflichtig (vgl. J. Jeremias).

Das Problem des letzten Knechts ist nicht, dass er faul wäre. Es hätte ihn weniger Schweiss und Zeit gekostet, das Geld auf die Bank zu bringen, als ein Erdloch zu graben.

Das Problem des letzten Knechts ist seine Angst. Sein Bedürfnis nach „Sicherheit und Integrität“ (Schweizer), nach Sicherheit und Selbsterhaltung. Sein Festhalten an Ego und Status quo.

Die Botschaft Jesu, dass wer sein Leben retten will, es verlieren wird, wer es aber verliert, es retten wird – diese Botschaft ist nicht vorgedrungen bis zu seinem Herzen.

Die Botschaft ist verstellt durch ein Gottesbild, das sich diesen als harten Herrn vorstellt.

Leonhard Ragaz sagt: *„Es waltet da ein arges Missverständnis... Der Herr des Reiches ist kein harter Herr. Gott ist über die Massen grossmütig, ist bereit, ... zu schenken ohne Mass.“*

Auch wenn unser eigenes Gottesbild vielleicht eher dem von Leonhard Ragaz als jenem des Knechtes entspricht – die Ängste dieses letzten Knechtes sind dennoch die unseren.

Dass dem Habenichts auch das noch genommen wird, was er hat – das ist eine Realität unserer gegenwärtigen Welt vielleicht mehr noch als jener der Antike.

Man gerät unter Druck in einer Leistungsgesellschaft, in der all jene, die nicht funktionieren, ersetzt und entsorgt werden. Es gibt kaum mehr Nischen, auch in der Kirche wird hohe Professionalität höher gewertet als ein grosses Herz.

Darunter leiden die Seelen. Der Kontakt nach innen geht verloren,

- da ist kein Raum für Tagträume und auch nicht für die Träume der Nacht, man duscht sie morgens kalt weg, um mit kühlem Blick die Tasks des Tages anzugehen.
- Da ist kein Raum für Tränen, auch wenn sie wohlbegründet wären – sie werden als Schwäche ausgelegt.

Und mit dem Kontakt nach innen geht auch jener nach aussen verloren. Beziehungen vertrocknen, Mitgefühl ist Mangelware. *„Ich habe zum Tanz aufgespielt, doch ihr habt nicht getanzt, ich habe Trauermusik gespielt, und ihr habt nicht geweint“*, sagte Jesus einmal sinngemäss. Und das ist, wie mir scheint, heute noch so.

Ich erinnere mich an ein paar Wochen, die ich in sogenannten Behindertenlagern verbrachte. Wie das Leben leicht wurde, wie Lasten abfielen, wie Heiterkeit aufbrach.

Die Rückkehr in den Alltag nach solchen Wochen fiel schwer. Ich sehnte mich zurück nach jener Anderwelt, ihrer Spontaneität, ihrer schrägen Schönheit. Die Sehnsucht ist geblieben. Und das, glaube ich, ist gut so.

Denn wir leben in einer Welt der vergrabenen Talente. Wo sich das Leben versteckt hinter Masken. Echtheit hinter berechneter und berechnender Wirkung. Originalität hinter Rollen. Das wahre Wesen hinter den Mustern des Egos. Und Gott hinter glitzernden Göttern.

All das, was „dahinter“ ist, das „Änedraa“ unseres Alltagsbewusstseins, von bürgerlicher Moral, konsumistischen Wertvorstellungen, kirchlicher Rechtgläubigkeit und orthodoxen Gottesbilder usw. – all das gilt es auszugraben gleich jenem Talent, das im Erdloch wartet. Vor unserem Gleichnis sagt Jesus: *„Ich bin*

gekommen, das Verlorene zu suchen und zu retten.“

- Es gilt also, unsere verborgenen Talente zu suchen, zu finden, zu retten; auszugraben wie den berühmten Schatz im Acker in einem anderen Gleichnis von Jesus.
- Es gilt, Masken abzulegen und Leistungsstandards aufzuheben, damit endlich, endlich unser wahres Talent sichtbar wird in seinem ganzen Gewicht, seiner ganzen Kostbarkeit, seinem unendlichen Wert.

Gleich anschliessend wird der Leiter von behinda, Manuel Both, ein paar behinda-Bewohner zu ihren Talenten befragen.

Zuvor hören wir Sounds der behinda-Band zum Thema Inselblume. Dazu fällt einem das Lied „*Jede bruucht sy Insel*“ von Peter Räber ein. Was das Gleichnis von den Talenten uns lehrt und was mich Menschen mit einer geistigen Behinderung gelehrt haben, fasst dieses Lied in einer Strophe zusammen:

„D Tage läng u hektisch, u d Nächt sy ohni Rue. E Wält, wo fasch perfekt isch, doch öppis fählt derzue: E Troum, wo d hesch begrabe, so dass er nüme sticht, u glych fasch ersch aafa läbe, wen er wider fürebricht.“

Lassen wir ihn hervorbrechen, den Traum von der Inselblume.

Sonntag, 10. Juni 2012
Andreas Fischer

(Gottesdienst mit behinda - Verein zur Förderung von Menschen mit geistiger Behinderung
Schwamendingen)